

Heimatbund pflanzt zu seinem 100. Geburtstag eine Linde und Rosen

Under der linden an der heide,
dâ unser zweier bette was,
Vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schône sanc diu nahtegal.

Mit diesem Gedicht machte der Minnesänger Walter von der Vogelweide die Linde unsterblich.

Sie ist der deutschteste aller deutschen Bäume, ihre Spuren durchziehen unsere Geschichte, beginnen schon Jahrhunderte davor im Nibelungenlied: Weil Siegfried beim Bad im Drachenblut ein Lindenblatt auf den Rücken gefallen sein soll und somit dort kein Schutz mehr vorhanden war. Nur wer diese Stelle kannte, konnte ihm den Tod bereiten. Von alters her ist die Linde der Baum des Volkes, nicht die Eiche, ich komme bezüglich der Geschichte unseres Heimatbundes noch einmal darauf zurück.

Blühende Linden rufen Empfindungen wach, die schwer in Worte zu fassen sind und am ehesten mit Begriffen wie Heimat, Wärme, Geborgenheit umschrieben werden können. Rund um die Dorflinde, dem Mittelpunkt der Dörfer, spielte sich das gesellige Leben der Menschen ab. Unter der Linde wurde getanzt und getrunken, ihre Krone bot dem Spielmann den nötigen Schatten. Legendar sind die uralten Tanzlinden.

Kein schöner Land in dieser Zeit,
als hier das unsre weit und breit,
wo wir uns finden
wohl unter Linden zur Abendzeit.

In das deutsche Liedgut ist der Lindenbaum als Ort der Ruhe eingegangen:

Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier findest Du Deine Ruh'!

Doch die Linde ist auch ein nahrhafter Baum, denken Sie an den Lindenblütenhonig, und sie hat Bedeutung in der Volksheilkunde: Tee von Lindenblüten wirkt bei grippalen Infekten schweißtreibend, schleimlösend und krampfstillend. Lindenblütenwasser wurde in der Schönheitspflege verwendet, davon schrieb schon Hildegard von Bingen um 1150 in ihrem Kräuterbüchlein. Lange Zeit galt die Linde als „*lignum sacrum*“, als heiliges Holz, viele Heiligenstatuen wurden aus ihrem Holz geschnitzt.

Es war eine weise Entscheidung des Parchimer Heimatbundes, die Linde zu wählen – und nicht die Eiche. Denn an die Eiche sind traurige Ereignisse des Heimatbundes gekoppelt. Es gab eine Zeit, wo man Eichen für die nächsten tausend Jahre pflanzte, im „*Tausend-jährigen Reich*“, das aber nur 12 Jahre währte und dem deutschen Volk viel Leid gebracht hat.

Mit den Traditionen ist das solch eigene Sache. Die Blut- und Bodenpolitik der Nazis war ein Eingriff in das humanistische Gedankengut, das der Heimatbund – laut Satzung – entschieden vertritt. Sie führte zu Geschichtsfälschungen. 1933 begann die Einmischung des Kampfbundes für deutsche Kultur in die Gestaltung der Vereinstätigkeit, Veranstaltungen wurden zensiert, jüdische Mitglieder wurden ausgeschlossen und verfolgt.

Kaum war diese verbrecherische und antihumanistische Zeit vorbei, begann die Ära, in der Stalin nicht im Kreml wohnte, sondern „*in den Herzen aller friedliebenden Deutschen*“ zu sein hatte. Der Heimatbegriff war anrüchig, der Heimatbund als Verein war verboten, das Fach Heimatkunde durfte nicht unterrichtet werden.

Heute ist auch ein Tag der Rückbesinnung, denn die eigene Geschichte kann man nicht unter den Teppich kehren.

Der Heimatbund pflanzte auch Rosen. Die Rose als Sinnbild der Schönheit und der Liebe, ihr betörender Duft, im deutschen Liedgut nicht wegzudenken. Das volkstümliche Lied vom Heidenröslein geht auf einen Text „*Sie gleicht wohl einem Rosenstock*“ aus dem Jahre 1602 zurück.

Ich rufe Ihnen den Liedtext vom Heidenröslein (J. W. Goethe), den Sie schon sooft gesungen haben, in Ihr Gedächtnis zurück:

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Welch eine Musikalität in der Sprache; jenseits der Gendersprache, die uns ein Häuflein Sprachverhunzer, eine selbstgewählte Minderheit, oktroyieren möchte!

Hier fällt mir dazu ein Spruch von Johann Gottfried Herder ein: „*Kein größerer Schaden kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache beraubt.*“

In den 1970ern verkündete der weltberühmte Dirigent Herbert von Karajan während eines Konzerts der Salzburger Pfingstfestspiele: „*Auf der Heide blüh'n die letzten Rosen*“ sei das schönste deutsche Volkslied des Jahrhunderts und bedankte sich bei dem anwesenden Textdichter Bruno Balz und dem Komponisten Robert Stolz für das gemeinsame Kunstwerk. Dann nahm er das gelobte Lied in sein Repertoire auf.

Das Lied symbolisiert in melancholisch-sehnsüchtiger Weise den Jahresrhythmus in der Natur:

Auf der Heide blüh'n die letzten Rosen
Braune Blätter fallen müd vom Baum.
Und der Herbstwind küsst die Herbstzeitlosen.
Mit dem Sommer flieht manch Jugendtraum.

**Versunken ist die Frühlingszeit.
Kein Vogel singt im Lindenhain.
Die Welt verliert ihr Blütenkleid.
Und bald wird Winter sein.**

Die Mitglieder des Heimatbundes Parchim haben zum Jahrhundertjubiläum eine Linde und viele Rosen gepflanzt, um sich selbst zu ehren und auch zur Freude unserer Mitmenschen.

Baum und Sträucher wachsen ins neue Jahrhundert hinein. Mögen die nächsten hundert Jahre so erfolgreich für den Heimatbund sein, wie es die ersten hundert Jahre waren!

Der Heimatbund, als belebende und inspirierende Kraft, ist aus dem kulturellen Leben unserer Heimatstadt Parchim nicht mehr wegzudenken.

In diesem Sinne wollen wir auf Linde und Rosen und auf den Heimatbund unser Glas erheben und „*prosit*“ sagen, wohl wissend, dass die Übersetzung aus dem Lateinischen

„*Es möge nützen*“

heißt.